

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

24 (29.1.1927) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Nr. 4

Samstag, den 29. Januar

1927

Das deutsche Urbild der Gralsburg

Von Willi Weils

Im fernen Land, unahbar euren Schritten,
Steht eine Burg, die Monsalvat genannt.
Ein lichter Tempel steht dort inmitten,
So kostbar, als auf Erden nichts bekannt.

Mit diesen Worten kündigt Lohengrin in Wagners gleichnamiger Oper von jener geheimnisvollen Stätte, wo nach frühchristlicher Legende Engel den hl. Gral aufgestellt haben, das kostbarste Kleinod auf Erden. Dies „ferne Land“ bezeichnet Wagner im „Parzival“ genauer als „Gegend im nördlichen Gebirge des gotischen Spaniens“. Wolfram von Eschenbach, der Dichter der Gralsage in Deutschland, gibt dieser Gralsburg den Namen „Munsalvathe“. Sein Gewährsmann, der französische Dichter Crestien de Troyes, der um 1180 seinen „Conte du Graal“ dichtete, hat für die Burg der Gralsritter noch keinen Namen. Der Abhang der Pyrenäen wurde zur Stätte der Gralsburg. In eine geheimnisvoll fremde Landschaft, wie sie kaum zu finden ist, haben Maler die Burg des hl. Grals hineingestellt. Zu größter Überraschung brachte A. Schreiber, der Präsident der Fürstlich Leiningenschen Verwaltung zu Amorbach in Unterfranken, den Nachweis, daß das Urbild der geheimnisvollen Gralsburg auf deutschem Boden liegt.

In der Nähe von Amorbach, kurz vor dem Dörfchen Buch, springt eine bewaldete Bergkuppe wie ein Kiesel in das Müdental hinein. Auf ihrer Spitze, nur bei kahlen Bäumen von weitem zu erkennen, ragt das noch mächtige Mauerwerk einer Ruine: die Wildenburg.

Mit der ganzen Gegend zwischen Wertheim und der Wildenburg war Wolfram wohl bekannt. Wie seine Geschlechtsgenossen war auch er ein Lehnsmann des Grafen von Wertheim. „Mine herre, der grave von Wertheim“ war Poppo II., Graf von Wertheim, der im Befolge Kaiser Heinrichs VI. 1195 den Kreuzzug mitmachte und der in Eschenbach eine Niederlassung des Deutschen Ordens stiftete. In der Stiftungsurkunde aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts werden die Herren von Eschenbach als Mannen des Grafen von Wertheim erwähnt. Deren Nachbarn, Feldkammeraden und Freunde waren die Grafen von Durne, die seit 1171 in den Urkunden erscheinen. Der eine Stammvater dieser Herren war das heutige Wallbüren im Badischen, der andere die Wildenburg als Schutz des westlichen und nördlichen Herrschaftsgebietes. Der bedeutendste dieser Grafen war Rupert von Durne. Sehr oft findet sich sein Name in Urkunden der großen Staufenkaiser Friedrich I. und Heinrich VI. Auf deutschem und auf fremdem Boden begleitete er seine kaiserlichen Herrn und wird von ihnen als treue Stütze gewürdigt. Seine umfassenden Kenntnisse, die er sich auf diesen Reisen erworben hatte — er war u. a. sechsmal in Italien — waren für Wolfram von Eschenbach willkommenes Material, das er in seinem „Parzival“ reichlich verwertete. Rupert von Durne hat die Wildenburg erbaut. Mit Poppo II. von Wertheim stand er in freundschaftlichen Beziehungen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Rupert auf seinen vielen Reisen und infolge seiner einflussreichen persönlichen Beziehungen die Gralsdichtung des Crestien von Troyes erhalten hat, wie er und auch andere Fürsten für ihre begünstigten Dichter wiederholt die Vorlagen beschafften. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts kam dann Wolfram zu dem damals schon älteren Herrn auf die Burg.

Daß sich Wolfram v. Eschenbach auf der Wildenburg aufgehalten hat, geht klar aus seinem „Parzival“ hervor. Bei der Schilderung des Palas der Gralsburg heißt es: „Sunder, reich mit Kerzen besteckte Kronleuchter spendeten Licht. Drei viereckige Feuerbehälter waren aus Marmor aufgemauert, in denen teures Moeholz brannte. Um nun die Größe dieser Marmoramine anschaulich zu schildern, vergleicht Wolfram sie mit denen auf der Wildenburg: „so gfozin fiver sit noch e sah niemen hie ze Wildenberc“. Ergibt sich aus dem „hie“, daß Wolfram bei der Abfassung dieser Stelle auf der Burg seines Gönners weilte — die Möglichkeit einer Übersiedlung war ja bei der Freundschaft der Herren von Durne und von Wertheim sehr einfach —, so fällt auf einmal überraschendes Licht auf den Namen „Munsalvathe“, den, wie schon erwähnt, Wolfram erfunden hat. Denn dieser bedeutet nicht, wie man bisher annahm, „mons salvationis“ = Berg des Heiles, sondern „mont saubage“ = wilder Berg!

Sier, auf dem brunkvollen Serrensis, ohne Sorge unter der Gunst der gebildeten Grafen, weilte Wolfram, auf dessen eigenem Hof nach seinen eigenen Worten sogar die Mäuse hungern mußten, schrieb, oder was wahrscheinlicher ist, (was an den Buchen stet geschrieben, des bin ich künftelos Belieben), diktierte seine große Dichtung einem Schreiber, der ihm auch die französische Quelle vorlas, und trug seinem ritterlichen Hörerkreis das neue Werk vor. Bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts wird er hier gewohnt und den Plan samt Vorstudien zu seinem „Parzival“ entworfen haben.

Wie mächtig diese Burg gewesen sein muß, lassen die heutigen Trümmer mit voller Klarheit erschließen.

Hinter der mächtigen Eingangspforte, die über der Durchfahrt einst die Burgkapelle enthielt, jeder Teil ein ausgeprägtes Stück romanischer Baukunst, eröffnet sich der große Burghof, der allerdings nicht mehr ganz den alten Zustand aufweisen kann. Köstliche Werke einer verfeinerten Architektur stellen die drei, mit zahlreichen Säulchen und Kapitälern reich gegliederten Fenster dar, deren noch runde, aber im Scheitel bereits leicht hochgezogene Bögen schon auf die kommende Frühgotik hinweisen. Die Feuerstätten müssen von außerordentlicher Größe gewesen sein. Eine Kaminwanne steht noch, 110 Zentimeter hoch, 45 Zentimeter stark und 190 Zentimeter aus der Wand vorspringend. Ihr — heute abgebrochenes — Gegenstück sitzt 160 Zentimeter entfernt in der Wand, so daß die Feuerstätte selbst fast drei Quadratmeter betragen hat. Solch umfangreiche Feueranlagen kann nicht einmal die gleichalte Kaiserburg zu Gelnhausen aufweisen. Es ist leicht erklärlich, daß Wolfram gerade im Vergleich mit diesen großen Feuern die gewaltigen Kamine in der Gralsburg anschaulich zu machen sucht. Wie sehr der Geist von Wolfram und Parzival auf der Wildenburg lebte, beweist die Inschrift in romanischer Schrift an der einen Palaswand: „owe muter“, die ohne Zweifel aus dem „Parzival“ stammt, wo der junge Parzival seine Mutter Gerloide fragt: „owe, muter, was ist Gott, o sag' es mir!“ Hat Wolfram diese Worte selbst hingeschrieben? Ein Zusammenhang mit dem Vers besteht jedenfalls.

Darin liegt das Überraschende dieser Forschung und ihrer Ergebnisse, daß sie für die deutsche Dichtung Wolframs (denn nur der Rahmen ist romanisch) auch den deutschen Schauplatz gefunden hat. Nicht mehr auf fremdem Boden, in einer erdichteten Phantasielandschaft, sondern aus dem ragenden Grün des deutschen Waldes strebt die Burg des Heiles empor.

Das Lächeln der Penaten

Kolbenheyers neue Romanschöpfung

Von Will Scheller

Schon vor der großen Parzival-Trilogie, dem nicht nur über sein eigenes Schaffen, sondern über die zeitgenössische Roman-Produktion selbst merkwürdig hinausragenden Gipfelpunkt einer künstlerischen Entfaltung von strenger Zielhaftigkeit, hat E. G. Kolbenheyer zur Entspannung gleichsam des schöpferischen Blicks von historischen Perspektiven, an psychologischen Problemen zeitgenössischer Prägung sein erzählerisches Können erprobt. Die Novellenansammlung „Mahibama“ und der Roman „Montsalvat“ sind bedeutende Zeugnisse dieses ernsthaften Strebens, auch der eigenen Epoche dichterisch gerecht zu werden, nachdem er im „Amor dei“ und im „Meister Joachim Bauerwanz“ frühere Zeitalter europäischer Schicksal und deutschen Schicksals heraufbeschworen hatte.

Von der ungemainen Konzentration rückschauenden Schöpferblicks, wie sie sich in der Parzival-Trilogie dem zutiefst ergriffenen Bewußtsein des lesenden Zeitgenossen offenbarte, scheint sich Kolbenheyer, der sein Stärfkes ohne Zweifel im historischen Roman zu geben hat, neuerlich in einer Gestaltung gegenwärtiger Problematik erholen haben zu wollen. „Das Lächeln der Penaten“ (Georg Müller Verlag, München) ist der Roman des Künstlers von heute, des seelischen und des gesellschaftlichen Problems, als welches er sein ganzes Dasein aufzufassen hat, ein Leben, dessen äußere Form und innerer Halt gefährdeter erscheinen als je zuvor. Eduard Brudmeier, der Komponist, Sohn eines berühmten Virtuosen, hat nach dem Krieg, der ihn wie so viele um seine berufliche Stellung gebracht hat, Zuflucht in einem Amt gefunden, dessen Befolgung ihn und seine Familie, ehedem wie er selbst an eine gehobene Lebenshaltung gewöhnt, vor dem ärgsten Druck der Inflation bewahrt, obwohl es seiner Frau schwer genug wird, den ohnehin beträchtlich eingeschränkten Charakter der geretteten Häuslichkeit aufrecht zu erhalten. Diese Häuslichkeit, die unentbehrliche Stätte des Friedens, Zufluchtsort vor innerer und äußerer Bedrängnis, bedeutet für Brudmeier Wesentliches; denn er ist das bewußte Widerspiel des Bohémiens, der ist ein Künstler von durchaus bürgerlichem Zuschnitt, der es entschieden ablehnt, ein zigeunerisches Leben als organisches Zubehör des Künstlerlebens anzuerkennen. Er leugnet nicht, daß es dergleichen geben könne; für seine Person aber verweigert er ein solches Leichtnehmen des Lebens.

Indessen, er wird abgebaut, und das Gespenst äußerster Not redt seine Grimasse über den Rand der Brudmeierschen Häuslichkeit. Und während er an seinem ersten großen Werk, einer Symphonie, arbeitet, kann er, um des Lächelns der Penaten willen, das er nicht zu entbehren vermag, ein Angebot, das ihn und drei Freunde zu einem täglichen Quartettspiel vor der Öffentlichkeit verpflichtet, nicht zurückweisen. Abends geht er nun in ein Café, das ein des Geschmacks wie des Geschicks nicht völlig entbehrender Zeitgewinnler als eine ganz newartige Pflanzstätte erlebter Geselligkeit mit geistiger Unterhaltung höchsten Anspruchs er-

öffnet hat. In einer geheimnisvollen Loge, den Blicken der begeisterten Gäste entrückt, spielt Brudmeier mit seinen Kameraden die Werke der großen Meister und gewinnt so die Möglichkeit, seine Symphonie unter gleichzeitiger Sicherung des Familienglücks zu vollenden. Die Uraufführung wird mit einem sensationellen Erfolg zum Grundstein eines zweifellos ruhmreichen Aufstiegs. Und das Lächeln der Penaten verliert endlich jenen etwas starren Zug, den es bis dahin für ihn und die Seinen gehabt hat.

Eine Geschichte, die einer gewissen Alltäglichkeit nicht ermangelt — jener gegenständlichen Artung, die sie auf den ersten Blick für alle und jeden verständlich erscheinen läßt. Ein Schicksal jedoch, das, durch das Erlebnis und die künstlerische Willensentfaltung eines bedeutenden Dichters gegangen, über das Alltägliche hoch hinausgehoben ist. Denn der Held ist ja nicht irgendein Künstler von vielen, sondern einer, der, wie der Dichter selbst, um seine geistige Manifestation wie um seine menschliche Erhaltung mit dem Aufgebot innerster Seelenkräfte ringt. Um dieser Idealfigur eines deutschen Künstlers Blut und Leben zu verleihen, bedurfte es einer starken Anspannung des Erzählertums, das Kolbenheyer sich im Lauf seines Schaffens errungen hat. Mit der Erholung von der Historie war es also im Grunde nichts. Nein! Die hinreißende Bildgewalt, die seiner rückschauenden Erzählkunst eigentümlich ist, gibt auch hier dem übrigens ohne Umschweife berichteten Geschehen gleichsam Fleisch und Bein. Die Menschen, und auch die Räume, darin sie sich bewegen, erscheinen sichtbar vor dem entflammten Blick des Lesers, der sich nun unwiderstehlich hineingezogen fühlt in die Tiefen dieses Schicksals, in die geistige und seelische Problematik des wahrhaft großen Künstlers, der, Repräsentant bürgerlicher Tradition, nicht nur seine schöpferische Aufgabe, sondern auch die menschliche Pflicht den Seinen gegenüber voll zu erfüllen sucht.

Dieser Lebenskampf beschränkt sich aber nicht auf das Ringen im eigenen Seelenraum und auf die Auseinandersetzung mit der widerstrebenden Alltagsmaterie. Auch die weitere Umwelt in ihrer ganzen teils freundlichen, teils feindseligen Vielspaltigkeit erscheint auf der Walfahrt, und in der Verührung des Helden mit ihr offenbart sich durch das Mittel sprühender, geistig überaus gespannter und inhaltlich straff zusammengehaltener Dialoge der Philosoph Kolbenheyer, der mitten zwischen seinen großen Erzählwerken auch ein rein gedankliches Buch „Die Bauhütte. Elemente einer Metaphysik der Gegenwart“ geschrieben und veröffentlicht hat.

„Das Lächeln der Penaten“ — ein Buch für alle und jeden? Ja und nein. Wie nahe es der Allgemeinheit auch wegen der zeitlichen Umstände und menschlichen Nöte, die er schildert, zu sein scheint, so fern ist der Roman doch jedem, der nur flüchtige Unterhaltung, und wäre sie noch so geistreich, in ihm sucht. So leicht macht es Kolbenheyer denen nicht, die zu ihm kommen. Und doch: wer zu ihm kommt, wer, von der Daseinsfülle und Lebenswahrheit der Roman-Handlung ergriffen, dem Dichter auch auf das gedankliche Gebiet folgt, das, mit allen möglichen Fragen der Gegenwart befaßt, sich zwischen der konkreten Plastik des Geschehens locker und luftig ausbreitet und an die Vorgänge sich anschniegt, aus denen es strömt, — wer so, als rechter Leser an das Ganze des Werkes hingeeben, von ihm sich umfangen läßt als von der unteilbaren Gestaltung unteilbaren Charakters und unteilbaren Schicksals, der wird, sei er, wer er wolle und woher er komme, nicht unbeglückt von dannen gehen: denn die Herzenswärme eines Dichters ist auf dem Wege genießerischen Umgangs mit einem Werk von hohem Rang in sein Selbstgefühl eingedrungen, wo sie als ein Geschenk von läuternder Dauer zu beharren sich anschießt. Und das ist immer noch das Beste, was eine Romandichtung zu geben hat.

Die Grippe (Influenza)

Von San.-Rat Dr. M. Waische

In Spanien, ihrem eigentlichen Geburtslande, in Frankreich, soll sie sehr bösartigen Charakter zeigen, auch in unserem Land wird von ernstesten Erkrankungen und Todesfällen berichtet. Das gibt uns Veranlassung, unsere Leser mit einigen Worten über diese Seuche zu informieren.

Sie ist eigentlich nie erloschen, seit sie vor 2 bis 3 Jahrhunderten zum ersten Mal bekannt wurde. Es ist eine Krankheit, die sich schon dadurch von anderen Infektionskrankheiten unterscheidet, daß sie sich nicht, wie diese, auf kleinere Bezirke beschränkt, sondern nicht nur ganze Länder, nein, ganze Erdteile befallt. Jahre und Jahrzehnte ist sie zuweilen verschwunden, um dann plötzlich wieder zu erscheinen. Die letzte große Epidemie trat im Sommer 1918 in Spanien auf und breitete sich, vielfach als „spanische Grippe“ bezeichnet, von da aus schnell über einen großen Teil von Europa.

Die Krankheit, die man früher für leicht angesehen hat, ist es durchaus nicht, namentlich die Epidemien der letzten Jahre forderten zahlreiche Opfer.

Die Ursache der Krankheit sieht man in den sogen. Influenzabazillen, ganz kleinen Stäbchen mit abgerundeten Enden. Die Ansteckung erfolgt wohl stets durch Einatmung dieser Krankheitserreger, die in ungeheurer Zahl in der Atemluft vorhanden, über weite Länderstrecken sich ausbreiten. Daß die Ansteckung auch durch Anhaften direkt übertragen werden kann, ist möglich; mündlich viel wichtiger ist aber die eben erwähnte indirekte Ansteckungsmöglichkeit.

Von einer besonderen Empfänglichkeit kann man kaum sprechen. Es ist natürlich, daß Menschen mit Erkältungskrankheiten, mit Katarren der Atemwege, Husten, Schnupfen usw. leichter dazu neigen; doch macht die Seuche im allgemeinen vor niemand, vor keinem Alter und Geschlecht halt.

Die Krankheit beginnt meist ziemlich plötzlich. Fast stets ist Fieber vorhanden, allgemeine Mattigkeit, Kreuz- und Rückenschmerzen, besonders charakteristische Schmerzen in den Augen bei Bewegungen sind die häufigsten Anfangszeichen. Gleichzeitig sind die Atmungsorgane mehr oder weniger befallen; starker Schnupfen, Heiserkeit, Husten, auch Windheulentzündung zeigen sich, rheumatische Schmerzen, namentlich in der Kreuzgegend, im Oberarm, im Knie, Unterschenkel können sehr ausfallen. In anderen Fällen sind Erscheinungen von Seiten des Gehirns vorherrschend, so daß man manchmal von einer Gehirngrippe spricht, es kann zu den ausgeprägten Zeichen der Gehirnhautentzündung (Meningitis) kommen; Kopfschmerzen, Nackenstarre, Rückensteifigkeit deuten darauf hin.

Noch schwerer wird das Krankheitsbild, wenn sich Komplikationen und Nachkrankheiten anschließen. Lungenentzündungen, Formen von Blutvergiftung (Sepsis), eitrige Brustfellentzündung (Empysem) sind solche Komplikationen von oft recht schlimmer Vorbedeutung. Wahrscheinlich ist, daß nicht die Influenzabazillen diese Krankheit bewirken, sondern, daß auf dem geschwächten Boden des Körpers sich andere, gefährlichere Keime entwickeln. Manchmal treten diese schwereren Erscheinungen wie Lungenentzündung erst nach mehrtägigem Krankheitslager auf, in anderen Fällen komplizieren sie von Anfang an das Krankheitsbild.

Die Dauer der einfachen unkomplizierten Influenza ist von wenigen Tagen bis zu 2 Wochen; oft bleibt auch nach der Wiederherstellung noch eine gewisse Mattigkeit, Schmerzhaftigkeit in den Muskeln und dergleichen zurück, auch Milderfälle treten auf, so daß jedem an Influenza Erkrankten dringend geboten ist, daß er, auch wenn er ohne Fieber ist, sich noch längere Zeit Schonung auferlegt.

Die Influenza-Lungenentzündungen dauern meist 1, 2 und mehr Wochen; sie sind natürlich für geschwächte Personen stets eine ernste Gefahr, sind es aber auch selbst für jugendliche und kräftige Personen.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, ist die Prognose (die Voraussage) für die leichteren Fälle der Krankheit im allgemeinen günstig, für ältere oder vorher kranke Personen bedenklich. Gefährlich sind, wie wir auch schon sagten, die schweren Nachkrankheiten, obwohl auch sie natürlich einen günstigen Ausgang nehmen können.

Eine spezifische Behandlung gegen die Grippe besitzen wir zur Zeit nicht. Wir müssen uns begnügen, einmal den Kräftezustand des Körpers zu erhalten, um ihn fähiger zur Abwehr zu machen, und zweitens, die besonders hervorsteckenden Krankheitszeichen zu bekämpfen. Gegen die Kopfschmerzen, Glieder- und Muskelschmerzen usw. wird Aspirin, Phenacetin usw. verordnet, zur Bekämpfung der Katarre macht man Priesnitzsche Umschläge, läßt schwitzen mit Brusttee, Aspirin usw., gibt zur Linderung des Hustenreizes die bekannten Mittel (Morphium, Codein) oder schleimlösende Mittel, wie Brech-

wurz (Specacuanha), Kalte oder warme Umschläge, Einreibungen usw.

Wenn auch die direkte Übertragung nicht häufig ist, so wird jeder, der es nicht nötig hat, es trotzdem vermeiden, mit Influenzkranken zusammenzukommen, um sich nach Möglichkeit vor Ansteckung zu schützen. Man wird weiter gut tun, falls man an Erkältungskrankheiten, Husten, Schnupfen usw. leidet, diese sonst harmlosen und bei einiger Vorsicht von selbst verschwindenden Krankheitserscheinungen sorgfamer zu behandeln. Die Eingangswege für die Einatemungsluft, Nase und Mund, sind ja auch die Eingangspforten für die Influenzabazillen. Ist die Nase auch im allgemeinen mit genügenden Abwehrorganen gegen eingedrungene Fremdkörper ausgestattet, so reichen diese, besonders wenn die Nasenschleimhäute erkrankt sind, nicht aus. Das Atmen durch den Mund, an sich nicht zweckmäßig, aber unvermeidbar, birgt weitere Möglichkeiten für das Eindringen der Bazillen. Nase und Mund sind daher sorgfamer Pflege gerade in solcher Epidemiezeit bedürftig, man spüle den Mund recht fleißig, benutze geeignete desinfizierende Mundwässer, gebrauche die Formamin-tabletten, die beim Lutschen und Zerkauen ein Gas, das Formaldehyd, entwickeln, das gute keimzerstörende Kräfte hat. Besonders sind für Kinder, die nicht den Mund genügend spülen und gurgeln können, die Formamin-tabletten recht empfehlenswert.

Auch jetzt treibe man peinlicher, als gewöhnlich, Hygiene, wasche seine Hände unbedingt vor dem Essen, esse nicht im selben Zimmer, in dem Grippefranke liegen oder sich aufhalten, und vermeide, wenn es irgend geht, Anstammungen vieler Menschen, von denen Ansteckung ausgehen könnte.

Vorsicht vor — Vorsicht nach der Erkrankung und beim Auftreten der ersten Krankheitszeichen. — Zuziehung ärztlicher Hilfe — das ist, was am besten vor den Gefahren schützt, die die Grippe im Gefolge haben kann.

Aphorismen

Von Joseph von Heres (1776-1848)

Nichts bezeichnet durchgreifender diese Zeit, als der gänzlich instinktmäßig gewordene Fortschrittsdrang, der ihr einwohnt. Sieht irgendwo ein altes Gebäude, an dem mehrere Jahrhunderte erhaltend vorübergezogen, es nimmt aber dieser oder jener elenden Hütte Aussicht und Licht; nieder damit; hat irgend eine alte Kirche Feuer und Blitz und Krieg und Verödung an allen Elementen glücklich getroffen, die Verschönerungskommission findet, ein freier Platz würde besser die Stadt zieren; rasch wird das Werk zerstört und schwächliche Plazien, die der Wind zerstreut, werden an die Stelle der altersgrauen, fast tropfenen Mauern gesetzt. Ist irgend eine alte, wohlüberlegte Einrichtung durch Alter und Vernachlässigung schadhaft geworden und fordert eine kleine Verbesserung: sogleich ist der erste Gedanke, die ganze Anstalt sei dünn, abgeschwächt und verkehrt, man reißt am besten sie ganz ein, und treffe genügende Vorkehrung mit geringeren Kosten als die Reparatur verlange. Sogleich wird mit Hast, oberflächlicher Prüfung, ohne Vorsicht und Verstand zu Werke gegangen; das neue steht da, mit achtmal größeren Kosten erfüllt es nur unvollkommen den Zweck, und durchschneidet außerdem tausend Privatverhältnisse, die aus vorige Zeit Jahrhunderten sich allmählich angeknüpft. Hat eine Glocke einen Riß und gibt einen noch kaum bemerklichen Misston: ohne Überlegung wird sie aus dem langjährigen Lager gerissen, hundert geschäftige Hände arbeiten mit Inbrunst und mit Lust, das alte Werk zu zerstören; nun kommt die Unfähigkeit ein neues zu gründen, es erdnt ein heiseres dumpfes Geläute aus der Form hervor; der Stadt ist die Zunge gelähmt; statt des vollen, metallenen, feierlichen Tones, der von ihr aus über Berg und Tal erklang, und an den sich bei den Einwohnern die Erinnerung an Vergangenheit in Leid

und Freud geknüpft, geht ein Trächendes, dumpfes, surrendes, wüßtes, fremdes Getöse von ihr aus, ein ewiger Vorwurf des Leichtsinns und des Unbedachtes. Selbst der Wald, hegt er irgendwo eine tausendjährige Eiche, es ist nicht Ruhe und Raft, bis sie gefällt, und es ist eine Glorie, wenn sie nun endlich bezwungen daliegt. Wenn sonst in allen Dingen die Meinungen nach allen Gegenden der Welt zwietrachtig sich teilen: zu zerstören sind sie alle gleich freudig bereit, und wer zum Bauen des kleinsten Werkes sich unkluglich fäßt, glaubt mit Niederreißen sich unsterblich machen zu müssen.

Beimal kann in Deutschland ein Minister zu Schanden werden vor den Ereignissen, das Schicksal kann ihn hundertmal fassen und in den Not treten: merkt er, daß die zürnende Hand sich entfernt, so lebt er geistig auf, klopf sich die beschmutzte, bestaubte Staatsuniform aus, setzt sein Gesicht wieder in die alte Hofart zurück und treibt es nun, wo er es gelassen, bis zur nächsten Exekution. Das ist, weil keine Ehre mehr in diesem Lande geblieben.

Das Völkermeer locht und siedet mit dumpfem innern Brausen; eine gährende Bewegung zudt stoßweise vom Grunde heraus und wirft von Zeit zu Zeit wunderbare Geschöpfe, Pflanzen, Weichtiere, sonderbar gestaltete Fische, Kinder der dunkeln Wassernacht, an den Tag hinaus. Jede schlagende Welle ist lichtbesäimt. Langsam und allmählich schwillt die Bewegung an von innen heraus, die Wellen schlagen immer weitere Kreise. Noch ruht der Sturm, nur eine tiefdunkle Nöte am Abendhimmel kündet sein Nahen. Die Steuerleute des Staatsschiffes laufen angstvoll durcheinander; die alte Magnetnadel hat ihre Kraft verloren und der Himmel hat sich verhüllt. Nur die Beschränktheit ist heiter und schaukelt sich auf den Wellen, denn die höchste Besonnenheit und die tiefste Unbesonnenheit sind beide mutig, die eine, weil sie die Gefahr verachtet, und die andere, weil sie dieselbe nicht ahnt.

Die Geschichte ist nicht ferner mehr wie ehemals ein Tribunal aus besoldeten, feilen Höflingen zusammengesetzt, wo steife, feige, verholzte, gebildete Gelehrte die Feder führen, und niederträchtige, nackte Lügen aus dem Munde aufgespielen in die Prachtgewänder hoher Medensarten kleiden, und die Geschichte im großen Kapuzenstül für die Hofleute ausmalen oder sie für die Katheder in dürrern Holze zu Präsen schneiden. Sie ist ein ernstes Gericht, in dem die Völker als Geschworene zu Gerichte sitzen, wo die Meinung ihr Schuldbild oder Unschuldspiegel zeigt, der Richter das Gesetz, das Gott allen in die Brust geschrieben, nun anwendet. Vor der Türe aber steht der Schandpfahl für den armen Sünder und das Hochgericht für den Verbrecher.

Die Geschichte des Deutschen Reiches läßt gar viel schon in den Siegeln des Reiches eingedrückt lesen. Erst sitzen die Kaiser zu Pferd in Helm und Schild, schwingend die Lanze im vollen Laufe, denn sie sind Männer des Krieges, Feldherren, Eroberer und Meher, Schirmer und Schützer der Untergebenen. In den folgenden Jahrhunderten sind sie abgestiegen und sitzen nun auf der sella curialis, auf dem gotischen Kaiserstuhl, mit Krone und Szepter, denn sie sind Richter geworden, Landfriedensverwalter, Hüter des Rates, Schirmböge der Kirche, Garanten des Eigentums. Bald wächst um die Person des Kaisers das Gefühl zu jenem romantisch verklärten Schafott, und verhält mit Säulen und Säulchen und Rocailles den Schreden, wie die weite Perle die Person; der Richter ist abgetreten, auf weichem Ruhestücken hat sich die Gemächlichkeit gebettet, die Gestalt repräsentiert nur; das Regieren wird in den Kanzleien abgetan. Endlich verschwindet auch die Gestalt und es bleibt nichts zurück als die heradischen Schnörkel, die Balken, die Rauten und die Brücken; die Rauten sind weicher, nur mit einigen wenigen Bestien untermischt: da ist der Gärtner gekommen und hat den dürren Reigenbaum abgehauen und ins Feuer geworfen.

Aus der Sprechstunde des Arztes

Eine Ente kam über den großen Teich. Die Amerikaner rütteln am „Schlaf der Welt“. Wir brauchen den Schlaf nicht; was er schafft, die Erneuerung der Kräfte, die Erhaltung der Körpermaschinerie, das sei durch chemische Mittel auch zu erreichen. Der Schlaf nehme allzu viel Zeit unserer Arbeit weg, die Menschheitsleistung würde ohne ihn sich verbiefachen, das Leben genußreicher werden. Auch manche Tiere kämen ja ohne den Schlaf aus. Warum der Mensch nicht? Und die Methode — die chemischen Injektionen — ? Reden wir nicht drüber. Warten wir und schlafen wir indessen weiter, — wenn wir können.

Aber wenn wir nicht schlafen können! — Da hat ein Engländer eine Schlafmaschine erfunden, mit der er jede, auch die hartnäckigste Schlaflosigkeit unfehlbar niederringt, sagt er. Der Apparat wirft farbige Lichtstrahlen, zwölft an der Zahl, ins Auge, in bestimmter Reihenfolge; man drückt auf einen Hebel, die Maschine arbeitet, sendet ihr farbige Licht zur Netzhaut und — man schläft. Es ist ganz einfach —

Der Ruhm Englands ließ Frankreich nicht schlafen. Ein Pariser schuf auch eine Schlafmaschine, und diese Schlafmaschine besteht in einem über die Augen gelegten elektrischen Bände, das funtensprühend und summend, so Auge und Ohr beeinflusst, Schlaf erzeuge, sagt auch er. Man kann jetzt schlafen, wann, wo und wie man mag, im Konzertsaal, im Reichstag, in der Mathematikstunde und bei der Gardinenpredigt seiner Frau. Warum auch nicht? Das Telephon hat man vor 100 Jahren auch nicht geahnt und Radio noch nicht vor 20 Jahren. —

Aber was ist denn überhaupt Schlaf? Warum müssen wir ihn wirklich haben und entbehren ihn so schwer? An dem Problem „Schlaf“ haben sich schon die Klügsten und gelehrtesten Köpfe versucht und das Rätsel nicht oder doch nur unvollkommen gelöst. Wir wissen, daß im Schlaf der ganze Stoffwechsel darniederliegt, die chemischen Umwandlungen im Körper, der Gasaustausch vermindert ist. Wir atmen im Schlaf weniger, wenn auch tiefer, der Puls ist langsamer, auch alle Absonderungen, die äußere wie die innere Sekretion, sind herabgesetzt. Der Mund, der offen gehalten wurde, trocknet aus, was er im wachen Zustande, auch wenn er offen gehalten ist, nie tut. Die Kinder, die schlaftrig werden, reiben die Augen („der Sandmann kommt“), weil infolge der einsetzenden Schlaftrigkeit die Tränen langsamer, spärlicher fließen; das Auge wird trockner, und um diese unangenehme Trockenheit zu überwinden, einen vermehrten Tränenfluß zu erregen, reiben die Kinder die Augen und wirken so auf die Nerven und damit auf die Tränenröhre. Der ärgste Schnupfen hört im Schlaf auf, die Nase will nicht immer — laufen. Die Muskeln erschlaffen.

Die Ursache all dieser Vorgänge dürfte eine Ermüdung des Zentralnervensystems sein, das sich ausruhen, erholen will, nicht die Lust und die Fähigkeit hat, immer, dauernd, ohne Unterbrechung zu sorgen, aufzufassen, zu regulieren und zu kontrollieren. Woher aber diese Ermüdung kommt, wodurch sie bewirkt wird, wir wissen es nicht, werden es vielleicht nie wissen. Wir wissen ja auch nicht, was das Leben ist. Warum sollen wir wissen, was der Schlaf ist? Ignoramus, ignorabimus, sagte einst du Bois-Reymond, der berühmte Physiologe der Berliner Universität; wir wissen nicht, wir werden nicht wissen.

Nahrung kann man lange entbehren; die Hungerkünstler hatten es neuerdings wieder praktisch bewiesen. Ohne Schlaf

kommt man kaum mehrere Tage durch. Auch der an Schlaflosigkeit Leidende schläft, auch wenn er glaubt, die Nacht nicht ein Auge zugemacht zu haben; er hat dann eben beide, wenn auch nicht für lange Zeit, zugemacht. Schon um diesen „Schlaflosen“ zu beweisen, daß sie geschlafen haben, ein Beweis, der auch psychologisch günstigen Einfluß hätte, wäre der Vorschlag, den Dr. Tobias in der „Allschau“ macht, diskutabel. Er will die Schlaflosigkeit messen, objektiv messen. Am Bett befindet sich ein elektrischer Kontakt, auf den man bis zum Einschlafen dauernd oder von Zeit zu Zeit und sofort beim Wachwerden zu drücken habe. Dadurch werden auf einem laufenden, zeitlich kontrollierbaren Papierstreifen Einstiche gemacht, die abzulesen sind. Der Schlaf werde hierdurch nicht gestört, eher gefördert.

Solche Versuche können Nützlichkeiten werten. Sie könnten uns über den Einfluß gewisser Speisen und Getränke auf den Schlaf etwas sagen, könnten die Abhängigkeit des Schlafes von Kopf- und Muskelarbeit, von Gemütsstimmungen, von mehr oder weniger aufgehobenen Sinnesindrücken, von der Helligkeit des Schlafraumes, von der Lage des Schlafenden aufweisen, sie wären wissenschaftlich und praktisch wertvoll.

Sonst aber — wollen wir nur ruhig bis auf weiteres bei der Einrichtung des Schlafens bleiben, wollen auch nicht allzu viel uns auf Schlafmaschinen verlassen und bemüht bleiben, den Schlaf zu suchen, wenn er uns nicht findet, auf natürlichem Wege und mit natürlichen Mitteln. Wir brauchen ihn, der gesund ist und gesund macht, und fühlen uns bei dem Brauch wohl. Auf die Gabe der „Schlaflosigkeit“ können wir gern verzichten. Timeo Danaos et dona ferentes, ich fürchte die Danaer, die uns Geschenke bringen. Ohne Schlaf wird der Kräfteverbrauch vermehrt. Was wäre also damit gewonnen? Eine Verkürzung des Lebens. Laßt uns lieber länger leben, ihr Amerikaner, wenn auch mit Schlaf!